Sonderabdruck

aus den

Preußischen Jahrbüchern

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Band 129, 1. Heft.

Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1907.

Diese Sonderabdrücke der „Preußischen Jahrbücher"
sind käuflich nicht zu haben,
sie werden in kleiner Anzahl nur für die Verfasser hergestellt. Jedoch kann das betreffende Heft der „Preußischen Jahrbücher", dem der Aufsatz entnommen ist, durch den Buchhandel zu 2 Mk. 50 Pf. bezogen werden.

Inhalt des Juniheftes 1907 (50. Jahrgang, 2. Quartal, 3. Heft) der „Preußischen Jahrbücher“:

Dr. Levin Ludwig Schücking, Privatdozent in Göttingen: Shakespeares Melancholie.

Dr. Arthur Bonus, San Domenico bei Florenz: Entstehungs- und Lebensbedingungen der Isländergeschichte.

Dr. Bruno Baumgarten, Magdeburg: Stefan George.

Anna von Steinmann, Lübeck: Berührungen mit der Slawenwelt. Aus den Papieren des Oberpräsidenten von Steinmann.

Telbrück: Nachschrift.

Dr. Paul Rohrbach, Berlin. Die Eisenbahnen Afrikas.

Dr. Fritz Friedrich, Kiel: Der Fürst von Monaco.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Direktor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: H. Cohen, Kommentar zu Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft.

Theologie. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: H. Gunkel, Die israelitische Literatur. Elias, Jahwe und Baal.

Nationalökonomie. Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Köln: J. Wolf, Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag. Die kubanische Zuckerproduktion und die Zukunft der Zuckerindustrie. — J. Guttmann, Ueber den amerikanischen Stahltrust.

Geschichte. Dr. Emil Daniels, Berlin: E. Wood, From Midshipman to Field-Marshal. — Lebenserinnerungen von Heinrich Hilgard-Villard. E. Dupré, Nach dem Kriege.

Literatur. Marie Fuhrmann, Greifswald: L. v. Leixner, Die letzte Seele. J. J. Mielland, Zwei Brüder. H. Trachmann, Kirche und Orgel. — W. Nithack-Stahn, Der Mittler. — L. Wittstock, Der sechste Tag. — St. Strenwels, Sommerland.

Theater-Korrespondenz.

Gertrud Prellwitz: Kammerspiele des Deutschen Theaters. Maurice Maeterlinck, Aglavaine und Selysette.

Politische Korrespondenz.

Ludwig Korodi: Die Praxis des allgemeinen Wahlrechts in Oesterreich. Anwendung auf Ungarn.

Inhalt des Juliheftes 1907 (50. Jahrgang, 3. Quartal, 1. Heft) der „Preußischen Jahrbücher“:

Dr. Emil Daniels, Berlin: Oesterreich und der Krimkrieg.

Dr. Friedrich Gundelfinger, Darmstadt: Michelangelo und Leonardo.

Dr. Friedrich Knutze, Berlin: Das Problem der Form in der Wortkunst. I.

Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat Brandi: Genügt unser Volksschulunterricht den Anforderungen des Lebens?

Dr. W. Meyer, Hamburg: Gymnastik und Schule.

Dr. Heinrich Stümcke: Berliner Theaterhändel vor 80 Jahren.

Hans Telbrück: Eine Professoren-Gewerkschaft.

Notizen und Besprechungen:

Philosophie. Direktor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: A. Drews, Das Lebenswerk Eduard v. Hartmanns. W. G. Becker, Nieder-Ramstädt: W. Pater, Griechische Studien. Plato und der Platonismus. H. Gomperz, Die Lebensauffassung der griechischen Philosophie und das Ideal der inneren Freiheit.

Theologie. Anton Korwan, Homburg v. d. H.: H. Büttner, Das Büchlein vom vollkommenen Leben. — Dr. Ferdinand Jakob Schmidt: G. Lasion, Die Schöpfung.

Michelangelo und Leonardo.

Von

Friedrich Gundelfinger.

I. Michelangelo in Briefen.*)

Es ist kein ganz lauterer Trieb, der uns heißt in Beiwerken und Nachlässen den Menschlichkeiten mythisch gewordener Größen nachzuspüren. Was von ihrem Leben als Schlacke oder Splitter abfiel, wird behandelt, als käme es aus ihren Zwecken und Begeisterungen, und fast hat man verlernt, unbefangen die Formen höheren Daseins hinzunehmen. Man will ein Uebriges, um hinterher die eigene Kleinheit an den Kleinheiten der Heroen zu orientieren. Die wissenschaftlich eingestandenen Gründe dafür, z. B. man bedürfe der irdischen Zeugnisse, um die Schöpfungen zu begreifen, sind falsch. Kein Organismus hat seine Erklärung außerhalb; oder sie sind flach, ja gemein, sofern sie auf Gleichmacherei für den Verstand abzielen. Doch wie Laster eine oft verborgene Gesetzlichkeit in der Natur haben, so liegt auch dieser Neugier der ahnungsvolle Instinkt zu Grunde, daß zwischen allen Aeußerungen eines lebendigen Gewächses Zusammenhang bestehe, daß derselbe Same sich im Haar wie im Herzen ausforme und daß keine Strahlung vom Menschlichen ausgehe, die nicht — wie bunt gebrochen auch immer — darauf zurückdeute. Diesen Rückweg zu finden ist das Amt und die Ehre des Historikers. Er bedarf dazu die angeborene und ausgebildete Sehkraft, durchtriebene Feinheit und weltmännischen Takt für das innere Gefüge der getrenntesten Aeußerungen, er muß im Tonfall eines Briefs noch den gleichen Rhythmus wahrnehmen, wie im Faltenwurf einer Statue. Denn es ist wahr, daß der Mensch sich nicht verbergen kann, weil er nicht das Geschöpf seiner Absichten ist.

*) Die Briefe des Michelagniolo Buonarroti übersetzt von Karl Frey. Verlag Julius Bard, Berlin 1907.

So gilt es beinah gleich, ob Michelangelos Briefe von den obersten oder von alltäglichen Dingen reden; er ist in allen. Wer einzig ist, „ist umsonst verschwiegen“. Die große Zahl der Briefe ist inhaltlich unbedeutend; nur zur Außengeschichte seiner Werke bringen sie Daten. Die wenigen, worin der Meister ansetzt von Gefühlen zu sprechen, bleiben meist in vorgeformten Ausdrücken stecken. Aber der Inhalt ist's auch nicht, warum man sich dran festliest; die Woge einer ganz einzigen Leidenschaftlichkeit (Passion in doppeltem Sinn), der Ton, mit dem auch das Gleichgültige gesagt ist, zieht mit sich fort. Man fühlt die fast beängstigende Gegenwart einer Seele von unerhört einfacher, herrischer Grundform. Und durch was für ein Leben wird man mitgezogen! Liest man die Zeugnisse durch (denn nur Zeugnisse sind es, nicht etwa Notschreie oder gequälte Pathetik), so muß man Atem schöpfen und sich entsinnen, welche Verewigungen diesem trümmervollen Dasein entstiegen. So beklemmend freudlos, zäh, stockig läuft es ab: die Bahn voller Hemmnisse, das Ziel außer Sicht, Ungeziefer und Ungeheuer am Weg. Der einzige Trost an dieser Biographie (die man nicht aus der Kenntnis der Werke verklären sollte) ist die herkulische Kraft und Sicherheit des Mannes und seine unterirdische Lust am Widerstand selber. In all seinem Zank und Auffahren zittert ein Unterton von Triumph.

Michelangelos zeitliche Erscheinung in den Briefen ist nicht die des Künstlers im Sinn der Hochrenaissance mit der weiten raffaelischen Glorie. Da sind Geschäftsauseinandersetzungen des Handwerksmeisters mit Gönnern, Kunden, Kunstgenossen, Gesellen; Plage und Aerger, Haus- und Wirtschaftssorgen des Verwandten und Bürgers. Er erscheint in den Verrichtungen und Nöten, die etwa den städtischen Künstlerwandel des Quattrocento bezeichnen. Nichts von der magischen Unrast, der grandseigneuralen Geberde, womit Leonardo sein im Grund ebenso fragwürdiges und prekäres Leben hob, nichts von der exuberanten Jungmeisterherrlichkeit Raffaels. Eher die sorglich pflichtvolle Gebundenheit des Donatello, gesteigert durch ein supremes Einsiedlertum und den Ruhm; der umweht ihn freilich nicht wie goldne Luft und beglänzt ihm nicht die schöpferische Düsternis; er macht ihn nur bei absichtlicher Verschlossenheit den Umgebungen inwendig noch fremder und entrückter; er wirkt nicht gesellig wie Raffaels Ruhm und die typische Renaissancecelebrität überhaupt, sondern rein als Pathos. Kein Flattern cythereischer Tauben ist um ihn, nur der dunkle Adler des Zeus und Prometheus. Sein

Ruhm ist ein inneres Schicksal, eine eingesogene Gewalt, die seine Titanenkräfte noch straffer schwellt. Auch sein Stolz, die mehr auffahrende als hochfahrende Härte, ist fern vom Virtuosenhochmut oder Gottesgnadentick, sie hat einen ganz irdischen Anhalt: das Selbstgefühl des Mannes, der etwas kann und sein Handwerk meisterlich versteht, die Abschließung einer Seele, die entsetzlich viel durchgemacht hat, mehr als andere, und die bei übermenschlichen Forderungen an sich selbst weiß, was nötig ist, um vor sich selbst zu bestehen. Seine tiefe Bescheidenheit (religiös gewendet Frömmigkeit bis zu mönchischer Demut) ist nur die Ergänzung zu solchem Stolz. Was ihm gegeben war, empfand er vollauf, aber er nahm es als furchtbare Pflicht und nicht als Recht sich gehen zu lassen. Mit jedem Schritt aufwärts — niemand spürte sein Vorschreiten hellsichtiger als er — häufte er sich die eignen Verantwortungen, zuletzt ins maßlose. Eben darum nimmt seine trauervolle Demut mit seinen Jahren und seinem Können zu. Freilich auch der bittere Ernst darin, der nichts als Spiel, Genuß, Schmuck nehmen kann in einer Epoche, die ihre Fähigkeiten eben darauf dressierte, und das Gefühl „Ihr macht's euch leicht!" So muß er Raffael gesehen haben. Neid war keiner dabei, doch Verachtung, unerbittliche Forderungen, die er sich selber stellte, nicht erfüllt zu sehen von andern. Seine Briefe zeugen von seiner metallischen Schwerflüssigkeit und dem Mangel an raschem Ausdrucksvermögen. Er hatte eben dichtere und ungefügere Massen zu ordnen, einen unbändigeren Dämon zu bewältigen als irgendeiner, und alle Mittel, die seine Zeit ausgebildet hatte, mußte er verächtlich umbiegen oder zersprengen, um zur gemäßen Form zu kommen.

Das gewaltsam Riesige, Krampfige ist nur Gegenruck gegen die eherne Kruste, die seine Fülle umschloß, ein Durchbruch. Seine zusammenspannenden Kräfte waren so ungeheuer, wie seine expansiven. In seinen Briefen fühlt man es wieder, weniger im Wortlaut als im Stil. Vor allem ist ihm die Sprache kein bewußtes Kunstmittel, kein schönes Spiel wie fast der ganzen Renaissance, sondern seelische Notdurft. Beinah schmerzhaft wirkt, wie zäh sich die Sätze durch seine Ungeduld schleppen, wie die geflügelten oder stämmigen Gedanken gleichsam aus Pech herausstreben oder, um in seinem eignen Bilde zu reden: das Wort dehnt und lehnt sich wie Adam aus lastendem Schlaf dem Erschaffen entgegen. Sein Stil ist ohne die humanistische Gepflegtheit, der gerade Gegensatz der vom Inhalt spielerisch gelösten Diktion von Literaten, Sophisten, Rhetoren. Er hat die schwere Zunge des Moses. Er ist nicht taciteisch wort-

karg: zur bewußten Knappheit gehört ja schon künstliche Ausbildung. Er möchte sich mitteilen aus einer „Höflichkeit des Herzens", einer heimlichen Güte und rührenden Sorglichkeit, und kann oft im Drang und Sturz seiner Schöpferkräfte nur stammeln. Man muß lesen, wie hilfsbereit er seinen Gesellen betreut, wie zärtlich er sich für die Seinen bemüht, noch in dem bösen Brief an jenen Bruder,*) der niedrig an der Familie gehandelt. Wie er auffährt und absetzt und wieder ansetzt in harten Stößen und Einlenkungen, das erinnert an den alten Prophetengroll, der schilt, wo er lieben möchte. Michelangelo steckt ganz in allem was er berührt. Gefälligkeiten oder Verdrüsse oder die unermeßlichen Werke nehmen jedesmal seinen erbarmungslosen Ernst in Anspruch. Seine Wesen ist drängende, stockende Fülle, Schwere, Zähheit im stofflichen wie im sittlichen Sinn. Und durch seine leidenschaftliche Hingabe ist er im höchsten Grad gebunden an jede Endlichkeit. Seine Eingebung entzündet sich eher am ganz Handwerklichen, am Material, an den Schranken selbst, als am wolligen Gebläse großer Vorstellungen und jenseitiger Ideen. Man hüte sich vor der schlechten thodischen Manier, seine etwaigen religiösen Bekenntnisse für den Urgrund seines Künstlertums zu halten, das mächtige Wesen mit aufgehöhten Worten zu beschwören. Die sind hohl und nichtig vor seiner irdischen Gewalt. Bei Michelangelo ist alles Metall, Kern, Saft, sinnliche Dichte, und Titan heißt er nicht, weil er die Himmel stürmt, sondern als Sohn der Erde. Nie hat ein geflügelterer Geist sich gebundener empfunden, gebunden an die Erde, an Heimat, Familie und Handwerk. Vielleicht nur noch für Shakespeare war das Handwerkliche so sehr Mutterboden der göttlichen Konzeptionen. Was für Shakespeare die szenische Bedingtheit, der Bühnenkram, das bedeutete für Michelangelo Marmor und Mauer. Der Widerstand löst den Bezwingertrieb, die Reibung die Phantasie aus. Erklärt sind damit die Kräfte nicht, sie gehen über das Menschlich-zufällige hinaus und die Werke leben für sich.

Unerhört einfach habe ich die Grundform Michelangelos genannt. Kein Bruch, kein „Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit", wie etwa bei Beethoven. Darin ist er ganz heidnisch. Seine Schwermut ist das Pathos einer weltenfernen Einsamkeit, kein Platonismus. In diese Erdenwelt gehört er völlig, aber er steht allein darin, wie am ersten oder am jüngsten Tag. Seine Gestalten haben keine Sehn-

*) Nr. 34.

sucht, er selbst hat keine Sehnsucht nach dem Jenseits, nur einen dumpfen Drang nach Rast und Freiheit, den er wohl in dichterischen Formen petrarkisch umgedeutet hat. All seine Geschöpfe sind Kinder der Erde. Sie, wie er selbst, haben ihren Schwerpunkt in sich, als Geburten der Renaissance. Vom Gewicht ihrer Formen, von ihren Bewegungen sind sie ganz erfüllt, strotzen von Dasein. Sie sinnen in ihre Körper hinein, als dränge ihnen von da der Geist zu, wie die Gewächse dem Herrn. Seine Propheten wissen Gott gegenwärtig, Gott ist da, Christus steht leibhaft im Gedräng der Leiber. Die Unendlichkeit ist als runde faßliche Gegenwart, als Kosmos dargestellt. Diese Seher sind schwermütig, der Kopf ist ihnen schwer, das Denken selbst lastet ihnen wie stofflich. Jesaia, Jeremia, die cumäische Greisin, der Morgen, die Nacht, il Pensieroso — sie alle tragen an sich selber, so gewichtig füllt sie ihr Leben. Ganz in sich sind sie gegründet, auf sich allein, — Einsamkeit des beginnlichen Daseins, das noch nicht weiß, wie es sich ausgeben soll, Trauer des jüngsten Tags, da kein Tun mehr Sinn hat. Da ist weder Hoffnung noch Erinnerung, sondern allerdrückende Gegenwart oder stumme, trunkene Ungeduld, durch alle Muskeln schwellend, in süßen und ungeheuren Leibern, die vor Ueberkraft sich nicht halten können und bis zum Krampf unbändig die gigantischen Glieder verschränken. Oder das Sterben selbst — wie es den bezwungenen Leib des blühenden Titanen in übermenschlicher und holder Bewegung löst, sich selber löst in einem Bad von Kraft. Der gefesselte Sklave! Fesselung ist das Sinnbild für Michelangelos Genius. Immer ist er gestrafft, in sich selber eingeschnürt, sein Bewegen ist Sprengen, Ringkampf mit dem allzu gegenwärtigen Leben.

Auch seine künstlerische Sinnlichkeit hat dies gewaltsam Gegenwärtige. Er liebt Männer, denn in der Frauenliebe liegt schon eine Forderung an die Zukunft, bei ihr sind Geist und Leib in taumelhaftem Zwist und musikalischer Mischung. Durch und durch Bildner, bedurfte er den höchsten Grad plastischer Vollendung: das Männliche. Weibliche Schönheit ist musikalisch und reizt mehr durch Forderung als durch Gegenwart. Untergang in fremdem Element tat ihm nicht not. Im Anschaun der eignen Fülle sucht er Genüge und entfloh er sich selbst. Sein titanischer Trieb will Freiheit von etwas, von sich, nicht Freiheit zu etwas. Er war von sich selber besessen, alle Kräfte der Gäa kochten in ihm, und nur in einer einzigen Form konnten sie sich entbinden, plastisch, als Leiber. Er hat das All in Leiber aufgeteilt, und die Qual und Einseitigkeit, der Zwang seines

Lebens wuchs diesen Geschöpfen zu, trieb sie noch energischer heraus. So entstand ein Kosmos von Körpern, die „Welt für sich", die den Namen Michelangelo trägt.

II. Die Trümmer Leonardos.*)

Wer sich von Leonardo ein Bild machen will, läßt sich nicht nehmen, wählerisch und durchgreifend bis zur Einseitigkeit zu sein, sonst findet er nirgends einen Halt in diesem abgründigen All. Das gilt bei ihm noch mehr als bei jedem andern Versuch historischer Formung. Denn sein Wesen ist nicht nur grenzenloser als irgend eines, von dem wir wissen — außer Shakespeare —, es hat sich auch nicht in sinnfälligen, mitreißenden, einbrennenden Bewegungen geäußert (wie etwa Michelangelo); keine seiner einzelnen Leistungen gibt ein rundes, erschöpfendes Symbol dafür ab; auch Monna Lisa nicht, in der man (mit einigem Recht und vieler Sehnsucht nach einem solchen Symbol) den Zusammenschuß seiner Leidenschaften und Seelenströme hat wahrnehmen wollen: sie ist doch innerhalb seiner Welt nur eine Helle, aus der uns sein Auge deutlicher entgegen schaut. Aber seltsam, wo uns sein Blick unmittelbar, unverhüllt vom geisterhaften Nebel trifft, tut sich ein noch tieferer Abgrund auf, als jener Nebel selber ahnen läßt. Je näher man ihm kommt, desto rätselvoller und unendlicher wird er, und die „ungeheuren Umrisse" bezeichnen weniger die äußeren Grenzen seiner Gestalt und Begabung, als eine nach innen gehende bodenlose Tiefe. Sein Auge scheint sich weniger nach außen auf uns zu richten, als alles an sich zu saugen in einen Abgrund von Licht und Nacht.

Man sage auch nicht, wir wüßten wesentlich mehr von Leonardo bei reicherer Ueberlieferung. Die Kunst- und Wissenschaftsgeschichte wäre um einige gute Einzelheiten voller, aber der Mitte nicht näher.

*) Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet. Herausgegeben von Marie Herzfeld, Diederichs, Jena 1906, 2. verm. Aufl. (Vergl. die Besprechung von Schubring, Pr. J., Bd. 119 S. 312.) Das Buch ist als Sammlung für den Ueberblick ganz unschätzbar, es umreißt den Umfang des Trümmerfeldes und zeigt zugleich die Schichtung und den Zusammenhang. Die Einleitung ist eine gute Weltkarte von Leonardos Kosmos in kleinem Maßstab, sie enthält eine sachliche und ernste Zusammenstellung der Realien und manche zarte Bemerkung. Nur wird sie durch das allzu frauliche Bestreben hie und da entstellt, das furchtbar Problematische in Leonardo auszuglätten, ihn zum guten, genialen Mann zu machen. — „Poet" war Leonardo nicht, allenfalls Dichter. Poet deutet auf ein Handwerk, Dichter auf eine Anschauungsart.

Daß nur Trümmer auf uns gekommen sind, ist kein historischer Unglücksfall, sondern eine geheime Notwendigkeit. Wären uns selbst viele seiner zerstörten Werke erhalten und seine — an sich schon sucherhaft fragmentarischen — Aufzeichnungen buchmäßig geordnet, dennoch bliebe der Eindruck eines Menschen, der seine eine Form nicht gefunden hat, dennoch deutete alles Einzelne, vollkommen in sich, auf eine Mitte, so unfindbar wie die Mitte des Alls. Das Quälende dabei ist, daß Leonardos Schöpfungen nicht die gelöste und selbstgenugsame Einfachheit haben, die Werke so hoher Meister sonst kennzeichnet. Ich bin der Letzte, empirische Biographie oder Charakteristik in Schöpferwerken zu suchen; bei Leonardos Geistern aber schaut man unwillkürlich nach ihrem Beschwörer. Denn Beschwörungen sind sie und nicht losgebundene Geburten. Er scheint oft mehr Magier als Schöpfer.

Seine Gedanken und Beobachtungen, so völlig auf die Außenwelt gerichtet und von trockener Klarheit und Gegenständlichkeit, atmen feinere und rätselhaftere Lyrik als die meisten Bekenntnisse jener Zeit. Dies Ich, das nie sich selber gesucht hat und aus ungeheurem Drang nach Wissen ganz in der Außenwelt aufgegangen, ganz — bis ins Herz — Auge, weitoffenes, eindringendes Auge geworden ist, zittert allmächtig in allem mit, was es zum Objekt verwandelt hat. Dieser, seiner Gesinnung nach bis zum Schaudern objektive Mann übt einen einzigen Zauber besonderer Menschlichkeit aus, — einen Zauber, für den das große, von Goethe geheiligte Wort Persönlichkeit zu flach und verbraucht ist. Es handelt sich hier um mehr als um ein großes Subjekt: hier findet ein wundergleiches Ineinandersaugen von Weltauge und Menschenauge statt, in solchem Maße, daß unsere Begriffe von Subjekt und Objekt nicht mehr die rechte Grenze bezeichnen wollen. Es gilt ebensosehr, daß Leonardos Blick in die Unendlichkeit des Universums eintaucht, als daß das Universum in dieses unendliche Auge hineingetrunken wird. Das Auge, nicht als Spiegel, sondern als Bohrer, ist das sinnbildliche Organ Leonardos.

Jedenfalls war niemand von der fatalen Ichsuche unserer „interessanten" Leute weiter entfernt, ja vielleicht ist dem Allsuchenden der Begriff der Persönlichkeit — diese eigenste Schöpfung der Renaissance — kaum aufgegangen. Er hatte das garnicht nötig. Er sah im Menschen ein Objekt unter Objekten der Natur, und was seine Bilder so „persönlich" macht, zutraulich und fern zugleich, so warm und tief, ist Vibration seines unbewußten Wesens, liegt nicht in seinen

Zwecken und Begriffen. Den Objekten hat er wieder die Oberhand verschaffen wollen, und seine überlieferten Bewußtseinsäußerungen muten an wie eine Reaktion gegen den Dantischen und Petrarkischen Geist der Präraffaeliten, gegen die Herrschaft der Seele (welche die mittelalterlich-gothische Form der wiederentdeckten Persönlichkeit war.) Und zugleich steht sein Wirken im Gegensatz zu der aus dem Altertum stammenden Vision von „Persönlichkeit", wie sie in ihrer gewaltsamsten Steigerung Michelangelo verbildlicht. Von zwei Seiten her hat die Renaissance ihre Anschauung von Persönlichkeit gewonnen: von einem vertieften Christentum her, durch Beseelen, hat sie Dante gestaltet, aus einem gesteigerten Heidentum, durch Beleiben, Michelangelo. Leonardo hat den Menschen wieder energisch in den Raum und in den Zusammenhang gestellt, das Reich der Notwendigkeit gegen die Freiheit abgegrenzt und ihm eine neue Verfassung gegeben. „Der Mensch das Modell der Welt", diese seine fernsichtige Formel heißt nicht „ἄνθρωπος μετρον ἁπαντων": durch sie wird der Mensch als das Objekt schlechthin bezeichnet, durch die griechische die Welt als das universale Subjekt. Ohne die Parallele breit und schief treten zu wollen: Leonardo steht zu Michelangelo in der Gesinnung gegen Menschen und Welt ähnlich wie Goethe zu Schiller, wie es an anderer Stelle formuliert ist:

„Für Goethe (Leonardo), der das gesamte Sein und Werden des Alls umfaßte, war der Mensch nur die höchste Blüte, die verfeinertste Frucht an dem ungeheuren Baum. . . . . Auch der Geist trat für ihn nicht aus dem Bereich der Notwendigkeit heraus und die menschliche Freiheit war der Natur unterworfen. Für Schiller (Michelangelo) . . . war der Mensch Herr im Reich der Freiheit, ja es gab für ihn überhaupt kein anderes."

Wenn Leonardo sein Menschentum, sein Genie selbst kaum in den Kreis seines staunenden Bewußtseins gezogen hat, so läßt sich doch das (mit dem Ichkultus verwandte) Renaissance-Glücksgefühl bei ihm spüren, das ihm der Besitz und die Anwendung seiner Fähigkeiten gewährten. Weniger seine Seelenmitte denn seine Fähigkeiten hat er als Phänomene und Probleme, als etwas gleichsam außer ihm Stehendes beobachtet und seinen Spiel- und Wissenstrieb an ihnen und mit ihnen geübt. Seine Fratzenbilder und Experimente sind dafür Zeugnisse. Seine Talente waren ihm Objekte, deren Gesetze und Reaktionen er erforschen mußte, ohne Selbstbespieglung, mit der Freude, weniger daß Er diese Begabungen besäße, als daß sie ihm zu unmittelbarem Versuch zur Verfügung

ſtünden. Sie waren in und außer ihm, Gegenſtand und Mittel. Hierin war er virtuoso, der Könner und Beherrſcher aller Möglichkeiten, gleichfalls im Gegenſatz zu Michelangelo, deſſen Kunſt, als Ausdruck innerer Nötigungen, nichts mit dem Spieltrieb zu tun hatte. In Leonardos Zetteln finden ſich Wettſtreite zwiſchen einzelnen Künſten, Poeſie und Malerei, Malerei und Plaſtik — Zeichen, daß er dieſe Tätigkeiten als Naturerſcheinungen gegeneinander abwog, daß er zu ihnen nicht als Beſeſſener, ſondern als Beſitzer ſtand. Er nahm es als etwas Gegebenes hin, alles zu können. Beſonders ſeine künſtleriſche Begabung, erſten Ranges und vollkommen ſchöpferiſch, iſt in ihm nicht das Primäre, ſie wird nur mittelbar von ſeinem Zentrum aus regiert, als produktive Anwendung ſeiner Erkenntniſſe. Der Trieb, der ihn raſtlos machte, war der: alles zu wiſſen, alles zu verſuchen, alles zu durchſchauen. Er war Forſcher und um des Forſchens willen Bildner. Wir, denen ſein Malertum das Köſtlichſte iſt, werden irr, weil es in der Welt kein zweites Beiſpiel gibt, daß ein Genie von ſolcher Höhe und ſolcher Wirkſamkeit nur als Mittel beiläufig gehandhabt wurde.

Rätſelhaft genug und faſt im Widerſpruch zu den Bedingungen des menſchlichen Baus iſt ſchon dieſe Einheit von Bildkraft und Auflöſekraft, von organiſcher und mathematiſcher Weltbetrachtung in einem Kopfe. Denn ſelbſt Goethes wiſſenſchaftliche Tätigkeit geht nach denſelben Geſetzen vor ſich, wie ſeine dichteriſche, beide beruhen auf einem Zuſammenſehen von Organismen, und all ſeine Kräfte wirkten in konzentriſchen Kreiſen. Leonardo hat an ſchöpferiſcher Sinnlichkeit, an nervöſem Erfühlen des Organiſchen Goethe faſt übertroffen; er hat vor ihm, mit geringeren Mitteln und minder planvoll, jenen Seherblick in die Einheit alles Lebens getan, und er hat zugleich die Welt als Mathematik ſchauen können. Der Farbenſtreit zwiſchen Newton und Goethe wäre in ſeinem Kopfe zu ſchlichten geweſen, wie in keinem andern.*) Leonardos Kräftekreiſe ſcheinen uns exzentriſch durcheinander zu laufen. Doch das rührt wohl nur daher, daß ſein Mittelpunkt nicht in unſrem Geiſterſyſtem liegt, überhaupt zu tief liegt für unſere Seelenkunde. Drum ſprechen wir von Trümmern, weil wir die verbindenden Strahlungen nicht ſehen, und als einzige Einheit all dieſer Talente bleibt uns nur ſein dämoniſcher Trieb zur Allwiſſenheit. Von dieſem war er wirklich beſeſſen, über

*) Vergleiche über die Abgrenzung dieſer zwei Sehweiſen H. St. Chamberlains Kantbuch.

diesen sagt er uns nichts, weil er sein Wesen war; mit ihm konnte er nicht spielen, weil dieser allein ihn band.

Jener Trieb hat in den Zeiten verschiedene Quellen. Bei Aristoteles entstammt er dem Denkerbedürfnis, das Material der Welt zu ordnen; bei Plinius und im Mittelalter ist er dumpf und unrein durch Nutzzwecke; oder er ist Sammeltrieb, Häufung von geistigem Spielzeug. Im deutschen Reformations-Zeitalter ist die trübe und verzerrte Faustgestalt sein Sinnbild: mehr das Opfer der Unbefriedigung, als Titan des Wissens; das Geschöpf einer unruhigen Wende, da die Umwelt mit verstärkter Gewalt auf die Gemüter eindrang, deren Organe noch nicht fähig waren, sich ihrer zu bemächtigen. Er verkörpert den letzten, halb schon ins Innere verlegten Streit zwischen mittelalterlicher Magie (d. h. dem Versuch, auf außermenschliche Weise Gott und Natur herab zu zwingen) und der Ahnung, daß im Menschengeist selbst die Möglichkeiten lägen, das gleiche Ziel vollkommener zu erreichen. Seinen Zeitgenossen lag der Frevel mehr im Zweifeln und Fragen als im Hexen. Leonardo ist Fausts Bruder im helleren Lande, wo jedes Fieber Ausweg und Körper fand. Wo sich der Nordländer mit geängsteter hypertrophischer Phantasie Gespenster schuf, sah der Südliche Geister und staunte. In diesem Italien tritt der Wissensdrang zum erstenmal unvermischt und unverzerrt mit der weitesten und tiefsten Begabung auf: in Leonardo. Hier kam er aus dem Staunen, aus dem morgendlichen Blick eines kindlichen Geistes in den Aufgang des neuen Weltalters. Das ungetrübte Staunen, das Erwachen, die Welt als eine ungewohnte Schau — das ist Leonardos großes Erlebnis. Man denke sich die Menschheit als ein Kind, ein fragendes Wesen, dem nichts unwert und unrein, alles neu dünkt, — mit der unbefangenen, unerbittlichen und entzückten Aufmerksamkeit, die ruhelos und zwecklos fragt warum?, mit der unschuldigen Grausamkeit und zutraulichen Güte eines Kindes, mit der Hingabe und Wärme ohne Eigensinn, mit jener Neugier, die Spielzeuge zertrümmert, und der phantasievoll kindischen Lust am Fratzenhaften, — man denke sie dazu gesegnet mit frauenhaft zarten Sinnen und einem männlichen Fleiß, alles gesteigert durch die schärfste Fassungskraft und die energischste Darstellungsgabe — solch eine Menschheit möchte Leonardos Züge tragen. Er ist das große Kind, das staunende Wesen schlechthin. (Es war in seiner Zeit schon Genie, bloß zu staunen.) Wie ein Kind mehr Tiefe, mehr Mysterien hat als der Mann, weil noch alle Kräfte in ihm schlafen, wie es Glück

und Gesundheit ist, in dieser beginnlichen Luft zu atmen, so übt Leonardo durch all sein noch Naives, Primitives, Dumpfes größeren Zauber als Alle, die später seine Entdeckungen, Gedanken, Methoden reifer ausgebildet haben. Bei ihm ist schönes Kind, was wir heute als klugen, aber dürren und bösartigen Alten kennen: der naturwissenschaftliche Geist der Gegenwart.

Geheimnisvoll ist er, nicht durch seine Meinungen, sondern durch sein Staunen und Schauen. Er ist kein Mystiker, aber ein Mysterium. Hier mag man sich erinnern, wie sehr das Mystische ein relativer Begriff ist. Leonardos Zeitgenossen empfanden den ersten wissenschaftlichen Menschen viel unheimlicher, als den landesüblichen Astrologen und Hexenmeister. Die Bewältigung der Welt durch das Denken war damals die wahre schreckliche Magie, und die Zauberei eine fast normale, wenn auch verbotene Tätigkeit. Geheimnisvoll macht ihn uns auch das Helldunkel, in dem er steht, so daß uns das Helldunkel seiner Bilder als ein geschichtliches Symbol für ihn vorkommt. Er hat in die Finsternis erste Fackeln geworfen, und das Zwielicht macht ihn noch geisterhafter. Aufklärung als Magie und Mystik — das ist ein Teil seines Schicksals. Er ist der, welchem Aufklärung das Wunder war, und dies behielt er für sich.

In seinem Zeitalter wurzelt er freilich, wenn er ihm auch um vier Jahrhunderte vorauslief. Er reichte durch viele Zeitenschichten. An ihm haften Spuren des zeitgenössischen Aberglaubens: eine fast groteske geistige Sammellust, jener Spieltrieb, der in Schnörkeln, Fratzen, Allegorien und Prophezeiungen sich genug tat; manchmal erinnert er an ariostische Ranken und Verzierungen. Allegorie ist ein Bedürfnis von Geistern, welche den vielfachen Sinn aller Formen ahnen und doch eine nette Eindeutigkeit nicht aufgeben wollen. Sie ist Ausflucht des sinnenfrohen Skeptizismus und Zuflucht des nicht mehr ganz sicheren Glaubens. Darum hat die Scholastik so gut ihre Allegorie, wie die Aufklärung. In seinem Tierbuch deutet Leonardo noch einmal moralisch, mit dem Renaissancevergnügen an beziehungsreichen Einfällen, die Gestalten, deren Sinn in der Natur ihm schon aufgegangen war. Und wie mußte erst ihm, der zugleich Mathematiker und Künstler, Skeptiker und Seher war, die Allegorie brauchbar sein, dies Kind aus der Ehe von Phantasie und Verstand, von Begriff und Gestalt, das zwischen der moralischen und der sinnlichen Welt Fäden knüpft.

Das Staunen und Fragen führt so leicht zum Skeptizismus wie zum Glauben. Leonardos Geist barg die Möglichkeiten zu jeder

Ebenso ist das historische Moment in der Entstehung der spanischen Kolonialpolitik nicht genügend gewürdigt. Supan erklärt sie durch einen „Zufall" (S. 39), während sie dieselben Antriebe wie bei den Portugiesen von langer Hand her vorbereitet haben; den spanischen Missionsgedanken scheint er erst nach der Entdeckung Amerikas entstehen zu lassen, während er längst vorhanden war und zur Annahme der Columbischen Idee der Westfahrt entscheidend beigetragen hat. Auch der Einfluß der Kirche auf die Kolonisation, Bindung des Handels, Auswahl der Auswanderer und dergleichen hätte besser beleuchtet werden können, vor allem ist die Wirkung der europäischen Politik Spaniens vernachlässigt. Sie hat die besten Kräfte von den Kolonien ferngehalten und dadurch als stärkstes hemmendes Moment in der Entfaltung der Kolonien gewirkt.

Bei den übrigen europäischen Nationen fehlten jene historischen Mächte, die die überseeische Politik der Portugiesen und Spanier als die natürliche Fortsetzung der mittelalterlichen Geschichte erscheinen lassen; infolgedessen strecken sie später als die iberischen Völker die Hand nach den fernen Ländern aus. Schon hieraus ergaben sich Unterschiede in der Art der Besitznahme und Ausbeutung des neuen Gebietes; dazu traten dann bei den protestantischen Völkern der Mangel einer starken Kirche und sonstige Verschiedenheiten politischer Natur. Alle diese Dinge streift Supan hier und da, gibt aber nirgends eine wirklich befriedigende Erklärung. Irrig ist namentlich die Vorstellung der beginnenden englischen Kolonialpolitik. Er führt sie mit Leroy-Beaulieu auf Landnot und sonstige wirtschaftliche Mißstände unter Elisabeth zurück: es ist aber längst nachgewiesen, daß davon nicht die Rede sein kann. Wirtschaftlich wie politisch bedeutete das 16. Jahrhundert für England ein Aufsteigen; dem Bauernlegen war Einhalt geboten, und die Zunahme von Handel und Industrie hatte mehr Arbeitsgelegenheit als früher geschaffen. Bei diesem falschen Ausgangspunkt muß das Kolonialwerk der Engländer verzeichnet werden. — Solche falschen und schiefen Urteile ließen sich noch mehr anführen. Falsch ist z. B. die Behauptung, daß Oesterreich in der Epoche der französischen Revolution und Napoleons der getreue Schildknappe Englands gewesen sei, und widerspruchsvoll ist die Charakteristik der Epoche von 1715—1756: „Die europäische Politik wurde ganz von dynastischen Interessen beherrscht, und neben den großen Gegensätzen im Völkerleben, die auf dem Naturgesetz des Kampfes ums Dasein beruhen, tauchten immer wieder kleine Fragen auf, die in Ländern mit unverantwortlicher Regierung leicht eine drohende Gestalt annehmen konnten." Wer herrscht nun eigentlich, das dynastische Interesse oder die großen Gegensätze? — Eine ausführlichere Schilderung hätte sodann die Vorgeschichte der deutschen Kolonialbewegung verdient. Vortrefflich ist dagegen das Schlußkapitel, das eine gedrängte Uebersicht über die die Kolonialvölker heute vornehmlich beschäftigenden Probleme gibt.

* * *

Im Anschluß hieran sei noch auf zwei Spezialwerke verschiedenen Charakters aufmerksam gemacht. In seinem Büchlein „Die deutschen Kolonien" (Leipzig, Teubner, 1906. 168 Seiten. 80 Pf.) gibt A. Heilborn eine ansprechende Schilderung von Land und Leuten, die vortrefflich zur ersten geographischen Orientierung geeignet ist. Auch die Besitzergreifung der Kolonien und ihre Geschichte seitdem ist wenigstens in Umrissen dargestellt. — Die kolonialhistorische Studie von Alexander Franz (Die Kolonisation des Mississippitales bis zum Ausgang der französischen Herrschaft. Leipzig, Georg Wigand, 1906. 10 Mk.) enthält die überaus detaillierte Geschichte einer Kolonie in der Periode der Versuche und Anfänge, denn weiter hat es Louisiana unter französischer Herrschaft (bis 1763) nicht gebracht. Der Verfasser legt dar, welchen Einfluß der Merkantilismus, die Verwaltung bald durch königliche Beamte, bald durch Gesellschaften, die innere und äußere Politik des Mutterlandes auf die Kolonie ausgeübt haben, welche Bedeutung Handel, Kapital und Verkehr für das Aufblühen einer Kolonie haben, um zu dem Schluß zu kommen, daß die französische Kolonisationsmethode hier versagt hat: Mangel an Kapital, an Auswanderern und ungenügende kolonisatorische Eigenschaften der Franzosen trugen die Schuld. So lehrreich und dankenswert die mühevolle Studie des Verfassers im einzelnen ist, so kann ich doch diesem allgemeinen Schlußurteil nicht zustimmen. Der große Erfolg der französischen Kolonisation auf St. Domingo und anderen Inseln Mittelamerikas im 18. Jahrhundert beweist das Gegenteil. Daß der Erfolg am Mississippi ausblieb, lag an Fehlern, die jede Nation gemacht hat, wie an der anfänglichen Verkennung der Natur des Landes; daß es den Franzosen nicht gelang, solche Irrtümer im Laufe der Zeit zu vermeiden, verhinderte der frühzeitige Verlust der Kolonie. Wenn der Verf. die Arbeit über Louisiana fortsetzen sollte, so wäre ihm größere Kürze zu empfehlen; es erfordert große Anstrengung durch das fast 30 Bogen starke Buch durchzukommen und sich nicht in den massenhaften und nicht immer wichtigen Einzelheiten zu verlieren.

Gustav Roloff.

Die Reisen des Venetianers Marco Polo, bearbeitet von Dr. Hans Lemke. (Bibliothek wertvoller Memoiren, Band I) Hamburg, im Gutenbergverlag von Dr. Ernst Schultze.

Mit Freude zeigen wir diese neue und langersehnte Ausgabe eines der sachhaltigsten und zugleich phantastischsten Bücher an. Marco Polos Aufzeichnungen sind ein Kosmos mittelalterlicher Länderkunde: sie bezeichnen den weitesten Gesichtskreis der Zeit, deren inneres Leben Dante zusammengefaßt und geformt hat. Der venezianische Wanderer ist Zeitgenosse des göttlichen Dichters und sein Buch spricht von einer ähnlichen Entdeckerfahrt in der Außenwelt, wie sie jener im unendlicheren Reich der Seele gewagt hat. Es gehört zu den Werken, die, ohne daß der Verfasser ein außer-

ordentlicher Geist wäre, immer neu bezaubern, nicht durch ihre Stofffülle (denn jede solche macht zuletzt müde), sondern um der Phantasieen willen, die sich seit Jahrhunderten wie Patina daran gesetzt haben. Ihre Geschichte selber wächst solchen Werken zu, eben weil sie nicht nur Geschichte beschreiben, sondern selbst Geschichte sind und den Wandel von Hoffnungen und Erlebnissen mit sich tragen. Darum behalten Herodot und Virgil, mag hundertmal ihre Unglaubwürdigkeit oder ihr Unwert dargetan werden, unvergängliche Macht. Ist doch der Ruhm kein Phantom, sondern Niederschlag von Kräften und die Phantasie ein unaufhörlich wirksamer Wellenschlag des Geistes. So hat an Marco Polos Reisebericht viel mittelalterliche Schweifelust und Wunderfreude, manche Sucher-ahnung und -erfüllung der folgenden Zeiten mitgearbeitet.

Für uns heute liegt sein Reiz in der unvergleichlichen Verbindung von märchenhafter Farbigkeit und saftiger Realität. Keine andere Reisebeschreibung, außer etwa Herodot, hält ein so glückliches Gleichgewicht zwischen dem Schauen und dem Geschauten. Das Geheimnis ist, daß Marco, bei aller italischen Kaufmannsschlauheit, mit dem reinen und staunenden Kindersinn gesegnet war, der alles in morgendlicher Frische, gleichsam mit erstem Augenaufschlag aufnimmt, worin Wundern und Glauben sich zutraulich einen. Und mit dieser treuherzigen Märchenunschuld erzählt er auch. Vom Frühwind, der damals die Erde weiter und freier machte, von jener Brise, die Colons Schiffe trieb, ist etwas schon in dem Buche, und doch atmet es noch die ganze Sinnigkeit und fast brutale Unschuld des wundersüchtigen Mittelalters.

Sein Stoff bleibt, auch ohne die heutigen östlichen Aktualitäten, immer anziehend: eine ungeheure fremde Welt wird aufgetan, das Asien, welches nach dem furchtbaren Völkersturm des Dschingischan unter dessen Enkel sich konsolidiert hat. Kubilai ist einer der großen Kulturmonarchen vom Schlage des Augustus, wie sie den gewaltigen Rüttelern und Schöpfern öfter folgen als Organisatoren der von diesen entfesselten Kräfte oder als Ordner ihres zertrümmerten Erbes. Zu Dschingischan verhält er sich ähnlich wie Salomo zu David, Dareios zu Kyros, Ptolemäus zu Alexander, Augustus zu Caesar. Der tätige Vertrauensmann eines solchen Herrschers ist Marco Polo fast ein Menschenalter lang gewesen, eine einzige Stellung für den empfänglichen Mann: hoch genug, um Abstände und Verhältnisse richtig zu sehen und dabei doch nicht beschränkt durch eigene Taten und allumfassende Verantwortung wie Xenophon und Caesar, nah genug um zu verstehen und fremd genug, um sich die Unbefangenheit des Staunens, die allein sehen lehrt, zu bewahren. Er hat für Europa das umfassendste Bild des mittelalterlichen Ostens gezeichnet und manche Grundlagen seiner heutigen Zustände sind bei ihm aufzugraben. Es kann auch nichts schaden, europäische Gedanken von sozialem Fortschritt an den Anstalten dieser Sagenwelt, die wirklich war, zu messen, überhaupt an jenen zugleich riesenhaften und winzig detaillierten Verhältnissen sich die „Welt" über Westlingsbegriffe hinaus zu erweitern. Dr. Friedrich Gundelfinger.

Literatur.

Goethe unser Führer. Geleitworte aus seinen Werken in Kalenderform, gewählt von Helene Bonfort. — Otto Peters, Heidelberg: mit Mezzotintogravüre nach Schwerdtgeburt. Kartoniert 2,50 Mk., in Lederband 3,50 Mk.

Zu den mannigfachen Goetheauszügen, die uns die letzten Jahre beschert haben, gesellt sich jetzt ein kleines leichthandliches Büchlein, dessen Auswahl auf feinsinnigsten, planmäßigen Zusammenhang hinweist. Helene Bonfort hat es verstanden Goethes Lebensweisheit zu kondensieren und im Extrakt darzureichen. Kondensiert so, daß jeder Satz eine Lebensfülle birgt, die sich beim Nachdenken entfaltet und erweitert ohne an Intensität zu verlieren. Deren jeder für sich steht, und doch an das Vorhergehende und Folgende anknüpft. Das Ganze einer Perlenschnur vergleichbar, in der sich Gedanke an Empfindung, Gefühl an Reflexion, Betrachtung an poetischen Erguß reiht, und im Zusammenhang von einer Lebenssfinie zur andern führt, von einem Gebiet auf das andere überleitet, und Goethe als den Universalmenschen erweist, der die Welt, die er im eigenen Innern trägt, in Bildern und Gleichnissen vor uns aufrollt. Denn „denken heißt sehen" für ihn. Abstraktionen begegnen wir nicht. Grün ist allein des Lebens goldener Baum. Die Früchte, die er Goethe getragen, und die uns hier gereicht werden, sind so frisch als wären sie eben gepflückt. Haben wir schon vieles von Goethe assimiliert, ist manches schon Teil von uns geworden, so werden wir uns gerne wieder unseres Eigentums bewußt. Anderes mutet neu an, wie auf die Probleme des Tages gemünzt, aber den Tag überdauernd. Denn jedes Geschlecht und jedes Lebensalter stellt sich anders zu ihnen, und den fernsten Zeiten werden sie noch Gegenwart bedeuten. Auf Goethes Bewußtsein vom relativen Wert der Dinge, der menschlichen Gaben, Anschauungen, Charakterzüge und Erfahrungen, erhebt sich die höchste Kraft unterscheidender Gerechtigkeit. Sie sucht und findet Gesetzmäßigkeit in allem Geschehen, so weit es erforschlich ist, um das Unerforschliche auf sich beruhen zu lassen. „Denn die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge." Von den Ehrfurchten, aus denen alle Religion entspringt, ist die Ehrfurcht vor sich selbst die höchste. Auf ihr beruht die Berechtigung autonomer Selbstbestimmung und Verantwortung, in der die tiefste Bedingtheit des Menschen ihn zur Ahnung höchster Freiheit führt.

So reisen wir an Goethes Hand durch das Jahr. Vom Individuellen ins Allgemeine, von Natur zur Kunst, von Leidenschaft zu Verschwichtigung und Abklärung, vom Weltgetriebe zu Gott.

Das zierlich ausgestattete Büchlein sei jedem empfohlen, der im Tagestreiben Verlangen trägt nach bleibender Erquickung. Es hat den Vorzug eines übersichtlichen Registers, das mühelos zu den Quellen führt, und damit zu Goethe selbst. Das handliche Format dürfte es vielen zu einem willkommenen steten Begleiter machen.

Charlotte Broicher.

Zersetzung, in seinem rastlosen Kindersinn lag eine ungeheure Gefahr. Nicht nur sein Verstand, dem Alles zum Problem ward, auch seine Sinnlichkeit stand auf der Grenze wo die äußerste Verfeinerung zur Zersetzung führt. Seine überzarten, seelenhaft veräftelten Nerven machen ihn zu einem Ahnherrn heutiger Aestheten. Man braucht nicht von Satanismus zu reden (und es ist gleich anmaßend ihn so zu deuten, wie ihn dagegen zu verteidigen) — aber wer jenen Jüngling Johannes malen konnte, hatte seltsame Fieber im Blut. Leonardo war ein ganzer Mensch, und seine Empfindungen reichten durch alle Himmel- und Höllenkreise, von der Seligkeit bis zum kalten Grausen, und auch die Schauer genoß er noch als ein Betrachter. Insofern war er Immoralist, als die Welt für ihn wesentlich einen natürlichen oder einen mathematischen Sinn hatte. Satanist hieße, daß er ein böses Gewissen gehabt hätte, und vielleicht hat er seine fiebrige Liebe zu schönen Haaren und weichen Körpern als sündhafte Wollust empfunden. Wahrscheinlich ist es nicht, daß er, der im Forschen mit einer erhabnen Vorurteilslosigkeit an die Dinge ging, sein Herz durch die Begriffe von Tugend und Laster beschmutzen ließ. Sehr wohl konnte er mit seiner unbedingten Freiheit läßliche Demut vor den überlieferten Religionsformen vereinen. Wie ihn in Kunst und Wissenschaft seine Freude am Sehen und Bilden zwar nicht vor dem Fragen, aber vor einem zersetzten Skeptizismus bewahrte, so sein Schönheitssinn zwar nicht vor dem Laster, aber vor der Befleckung. Er mag das Furchtbare mit kindlichem Seelenadel getan haben. Die Gioconda ist seine echte Tochter: auf ihrem Antlitz ist die tiefste Verderbnis und die rätselhafteste Unschuld: die Natur selbst, die sich nichts versagt, die sich durch ihre eigenen Widersprüche nicht aufhebt; die mit dem spielt, was in ihren begrenzten und bewußten Geschöpfen als Sünde, Gefahr, Verderbnis erscheint, selig in ihrer eignen Unermeßlichkeit und Unverwüstlichkeit — die Natur hat Leonardo gesehen, gefühlt und erraten, wie nur noch Shakespeare, der sie nach schuf. Der Meister ist in sie eingedrungen nicht in berauschtem Wirbel, in mystischem Untergang, sondern hellsichtig und vielspältig wie ihre unendlichen Formen und Reize, mit dem romantischen Sinn für Abenteuer und Gefahr. Als Erster und Feinster hat er die ganze fragwürdige Natur wieder ehrlich gesprochen, weil er sich selber heilig wußte mit ihr und in ihr.

Nationalökonomie. Dr. Robert Wuttke, Professor der Nationalökonomie in Dresden: E. von Halle, Die Weltwirtschaft. H. Schober, Grundriß der Volkswirtschaftslehre. G. Schnapper Arndt, Vorträge und Aufsätze. — R. Ehrenberg, Die Unternehmungen der Brüder Siemens.

Literatur. W. G. Becker: M. Martersteig, Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. — Dr. Friedrich Gundelfinger: Maeterlinck. — Marie Fuhrmann, Greifswald: M. Klerlein, Frühe Gefährten. — P. Albers, Unter Kiefern und Schloten. — J. Koch, Trude. — W. Groskopf, Sternbahnen.

Politische Korrespondenz.

Luß Korodi: Die Feier des Krönungsjubiläums im ungarischen Reichstag. — Zwei Thronreden. — Das österreichische Staatsproblem.

D.: Rundgang durch die Welt-Politik. Der Staatsstreich in Rußland. Deutschland, Ministerwechsel, Kamarilla. Wirtschaft, Währung, Banken.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden

von

Hans Delbrück.

625 Seiten eleg. broschiert M. 5.—, in Leinwand geb. M. 6.—.

Dieses Werk ist zugleich ein buchhändlerisches Experiment; während ein Band von solchem Umfang und so guter Ausstattung herkömmlich 10 bis 12 Mark zu kosten pflegt, haben wir beschlossen, es mit einem Preise von **fünf Mark** zu versuchen, um zu sehen, ob es möglich ist, ernsten wissenschaftlichen Werken in Deutschland durch einen billigen Preis auch eine wirklich große Verbreitung zu verschaffen.

Einladung zum Abonnement

auf:

Preußische Jahrbücher

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Monatlich ein Heft von 12—14 Bogen Groß Oktav eleg. broschiert und geheftet.

Preis vierteljährlich M. 6.—. Einzelheft M. 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1857 haben die „Preußischen Jahrbücher" immer von neuem mit entscheidenden Kundgebungen in das öffentliche Leben Deutschlands eingegriffen und in den Kreisen ihrer Mitarbeiter die hervorragendsten Namen der deutschen Gelehrtenwelt vereinigt. Sie stehen an der Stelle, wo die Erscheinungen der strengen Wissenschaft in die allgemeine Bildung übergehen. Ihre Aufsätze machen ebensowohl den Anspruch, Beiträge für die Wissenschaft selbst zu sein, wie auch Essays, die jeder ernsthaft strebende Laie verstehen und sich zu eigen machen kann. Sie suchen den Kreis aller Wissenschaften zu umfassen und eine

„Zentral-Zeitschrift des geistigen Lebens in Deutschland"

darzustellen.

Auch die politischen Ereignisse werden in derselben Art, freimütig nach oben und unten, unabhängig von allen Parteirücksichten behandelt. Wer sich unabhängig von den Tagesströmungen und Partei-Vorurteilen eine eigene Meinung bilden, wer mit den vorwaltenden und fortschreitenden Ideen der Wissenschaft Fühlung halten und selbst mit fortschreiten will, findet Führung und reiches Material in den „Preußischen Jahrbüchern".

Berlin NW., 7.
Dorotheenstraße 72/73.

Georg Stilke,
Verlagsbuchhandlung.

Druck von J. S. Preuß, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.